

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 14 (1957)
Heft: 2-3

Artikel: Ein Philobiblon aus der Barockzeit
Autor: E.St.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-395785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entfernung der 16 vorausgehenden ungezählten Blätter, die für sie durchaus überflüssig waren, besagt das gleiche. Leider sind damit auch die Provenienzeintragungen verlorengegangen, die sie sehr wahrscheinlich hatten.

Ch. Schmidt¹⁰ machte die Mitteilung, daß im Jahre 1525 14 Mitglieder der Straßburger Kartause wohl unter dem Einfluß der Reformation in die bürgerliche Gesellschaft zurückgetreten, während nur sieben im Kloster verblieben waren. Der Druck des «Cursus» im Jahre 1533, der eindeutig mit dem gleichen Typenapparat des Psalteriums von 1518/19 herausgekommen ist, macht deutlich, daß die Straßburger Kartause damals noch lebensfähig war und mit diesem Druck einem Bedürfnis ihrer Insassen nachgekommen ist.

Anmerkungen:

¹ Les Chartreux imprimeurs en Alsace, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß. 2. Folge,

Bd. 18 (1897), S. 46*-48*; abgedruckt aus: Journal de Colmar v. 26. 8. 1896.

² Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg, Straßburg 1882, S. 20.

³ Répertoire bibliographique strasbourgeois jusque vers 1530, Straßburg 1893, IV S. 26 Nr. 30.

⁴ Vgl. Gutenberg-Jahrbuch 1951, S. 103 f.

⁵ Histoire de l'imprimerie alsacienne aux XV^e et XVI^e siècles, Straßburg-Paris 1955.

⁶ Vgl. P. Heitz, Zierinitialen in Drucken des Johann Grüninger und Johann Herwagen, Straßburg 1897, Taf. IX.

⁷ Vgl. H. Alberts, Reuchlins Drucker, Thomas Anshelm. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Pforzheimer Presse, in: Johannes Reuchlin 1455-1522, Pforzheim (1955), S. 246 ff. Nr. 27 ff.

⁸ Vgl. P. Heitz, Dreißig Neujahrswünsche des 15. Jhdts., Straßburg 1917.

⁹ Die Titelfassung des Psalteriums geben wir nach Ritter, der aus satztechnischen Gründen keine exakten Titekopie gibt, sondern die Abkürzungen auflöst, auch das runde r nicht berücksichtigt. Aus den gleichen Gründen geben wir auch den Titel der «Antiphonae» in ähnlicher Weise wieder.

¹⁰ Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken... S. 20.

E. St. | Ein Philobiblon aus der Barockzeit

Polyhistor heißt Vielwisser. Nur hat das deutsche Wort in der Umgangssprache einen leichten Beigeschmack, der etwa an den Doktor Allwissend im Märchen erinnert und weder dem Griechischen noch dessen lateinischer Umschreibung «qui multa et varia cognitione arripuit» eigen ist. In Grimms selten versagendem Wörterbuch, das oft Fremdwörter aufnimmt, die im Schrifttum des 16. bis 18. Jahrhunderts gang und gäbe waren, habe ich umsonst nach Beispielen für diese abschätzige Nebenbedeutung gesucht¹. «In vielen Fächern bewandeter Gelehrter», erläutert der gedrängtere Duden.

Polyhistoren gab es zu allen Zeiten. Es gibt sie noch heute, wo das Fachwissen sich mehr und mehr anstelle eines ausgebreiteten Einblicks in mannigfaltige Gebiete durchsetzt, zwangsläufig durchsetzen muß². Wir alle kennen Männer, die

sich durch ihren Drang nach Erkenntnissen und nicht zuletzt dank einem außergewöhnlichen Gedächtnis in ihrem Bekanntenkreis den Ruf wandelnder Konversationslexika erworben haben.

In vergangenen Jahrhunderten mußte sich ein Gelehrter notgedrungen in mehreren, ja in allen Wissenschaften auskennen, um Aussicht auf einen Lehrstuhl an gewissen Hochschulen zu haben. Wurde ein solcher frei, dann meldeten sich Bewerber aus verschiedenen Fakultäten. Es konnte vorkommen, daß ein Mediziner zum Professor der Theologie, ein Theologe für den Unterricht in der Mathematik gewählt wurde. In Basel entschied mit gewissen Einschränkungen das Los³.

Der Große Brockhaus bezeichnet als Polyhistor einen Gelehrten, der das Gesamtwissen seiner Zeit umspannt, und nennt als klassisches Beispiel eines solchen Leibniz. Wäre nicht mit noch größerem Recht Goethe anzuführen?

¹ Die Bearbeiter der einzelnen Bände waren sich selbst überlassen und haben nach eigenem Ermessen gewaltet.

² Die mittelalterlich scholastische Zeit faßte das allgemeine Bildungsziel dahin, es sei die Aufgabe der wissenschaftlich Gebildeten, die Gesamtheit des menschlichen Wissens zu erfassen, welches sich in einer einheitlich zusammengeschlossenen Summe von Kenntnissen darstellt (Lilientron).

³ Bekannt ist, daß der junge Leonhard Euler, der sich in seiner Vaterstadt um den Lehrstuhl der Physik beworben hatte, von einem Botaniker und guten Kryptogrammenkennerausgestochen wurde und sein Wirkungsfeld im Auslande suchen mußte. Übrigens hat Euler auch Theologie und orientalische Sprachen studiert.

Der eigentliche Nährboden für große und kleine Polyhistoren, die Zeit, in der sie im größten Ansehen standen, scheint das Barock gewesen zu sein⁴.

Sehen wir uns – bevor wir auf das Buch, auf das der Titel dieses Aufsatzes hinweist – ohne allzu weitläufig zu werden, den einen oder andern der auf so vielen Gebieten beschlagenen Vertreter des damaligen Geisteslebens an, um verstehen und würdigen zu können, welch bescheidenem Gewinn diese merkwürdige Blüte entsprossen ist.

Den Polyhistoren begegnen wir unter den Philosophen (s. den oben als Inbegriff bezeichneten Leibniz), den Dichtern, ja nicht selten unter einfachen Landpredigern. Bei diesen gab es Männer mit unersättlichem Wissenstrieb, die in allen Sätteln gerecht waren; es ist bezeichnend, daß in deutschen Landen von der Reformation bis tief ins 18. Jahrhundert hinein wohl neun Zehntel aller Gelehrten und Schriftsteller Pfarrhäusern entstammten.

Von den Dichtern des Barocks scheint *Daniel Casper von Lohenstein* im ersten Rang der Vielwiser zu stehen. Sein von der heutigen Literaturgeschichte belächelter und geschmähter Roman *Arminius*⁵ bildet in seinen zwei Quartbänden von zusammen 2868 Doppelseiten, mit zahlreichen guten Kupfern von Sandrart, das umfangreichste schöngeistige Werk des Spätbarocks, des Barocks überhaupt. Die Zeitgenossen haben den Mammutroman gebührend gewürdigt⁶. Doch noch Lessing spricht in seinen Literaturbriefen von einem runden Periodenbau und einer Beredsamkeit, «die ans Erhabene grenzt». Selbst Eichendorff folgt ihm im Lob. Und noch vor hundert Jahren erklärte Wolfgang Menzel, Lohenstein habe in seinem Roman fast alles Wissen seiner Zeit hineingewebt und namentlich die umfassendsten geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse angebracht; dem Reichtum der Erfindung habe man bisher nicht Gerechtigkeit wider-

fahren lassen, weil man die Mühe scheute, dem Faden durch das Lehrbuch der dicken Quartbände zu folgen. Dies mag auch der Grund für das vernichtende Urteil mancher früheren⁷ und der heutigen Literaturhistoriker sein⁸. Man vergegenwärtige sich, daß Lohenstein, der Rechtsanwalt und vielbeschäftigte Staatsmann, wie manche Dichter seiner Zeit, die Poesie nicht als das Werk oder den Beruf des Lebens ansah; und wirklich war der «*Arminius*» eine Frucht von Nebenstunden.

Als zweites Beispiel eines Vielwissers sei *Daniel Georg Morhof* (1639–1691) erwähnt, von dem sein Biograph⁹ sagt: «Der Ruf seiner Schriften war über das ganze gelehrte Europa verbreitet.» Dieser durch geistige Überanstrengung kränklich gewordene, im besten Mannesalter verschiedene Gelehrte gab geradezu ein Werk «*Polyhistor*»¹⁰ heraus. Das zu seiner Zeit vielbewunderte und -benutzte Buch hatte Ziel und Plan: «Es betrat den kritischen Weg, suchte, die nach Fächern und Disziplinen geordneten Schriftsteller einem Examen zu unterwerfen und auf solche Weise die Studierenden in allgemeine Kenntnisse einzuführen»¹¹. Für uns wichtiger ist Morhofs «Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie»¹². Wolfskehl urteilt darüber: «Die erste wirkliche Geschichte der deutschen Literatur, umfangreich und gelehrt; enthält auch eine Poetik mit vielen Beispielen, u. a. Nachahmungen antiker Maaßen.» Unter den eigenen Versgebilden dieser Beispiele führen wir für unsere Bibliophilen aus dem ansprechenden Gedicht «*Zufriedenheit*» die drittletzte Strophe an:

«Lasse wildes Wesen laufen,
Das hernach so übel lohnt,

⁷ Goedeke, *Elf Bücher Deutscher Dichtung*, 1849, I, S. 447, findet das «übliche Urteil, daß der Romans der beste der ganzen Zeit sei, vielleicht begründet», gesteht aber, daß er kaum einen Band habe durchblättern können.

⁸ Nadler sagt in seiner *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*, 3. Aufl., 1931, der *Arminius* sei die ungeheuerlichste Ausgeburt des Geistes, der alle Greuel der Wohlust und Grausamkeit aus der Weltgeschichte zusammenfuge. Eine Ausnahme bildet der Dichter und ausgezeichnete Kenner des Barockschriftwesens Wolfskehl, der «des seiner Zeit als Wunder der Polyhistorie bestaunten» Lohensteins psychologische Begabung rühmt und seine Seelenschilderungen, die Vorführung von Gewissenskämpfen und Leidenschaften als von größter Feinheit bezeichnet; ja er preist den großen Hymnus auf die Liebe als Bewegerin und Urquell alles Lebens am Schlusse des ersten Teils als das größte Beispiel rhetorischer Lyrik in deutscher Sprache (in dem von Wolfskehl betreuten Verzeichnis der Sammlung Victor Manheimer: «*Deutsche Barockliteratur von Opitz bis Brookes*», 1927, einem der mit den wertvollsten Anmerkungen versehenen Versteigerungskataloge, die wir kennen).

⁹ Liliencron, *A.D.B.*, 22, S. 236.

¹⁰ *Polyhistor sive de notitia auctorum et rerum commentarii*, Lübeck, 1688.

¹¹ A. Fabricius zur 3. Auflage des *Polyhistor*, Lübeck, 1732.

¹² Kiel, 1682.

⁴ Obwohl der Zeitgenosse J. Böhme schreibt: «Hütet euch vor der Hoffart, sonderlich die aus der Viel-Wissens (dem Vielwissen) gebohren wird.»

⁵ Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann nebst seiner Durchlauchigsten Thußnelda in einer sinnreichen Staats-Liebes- und Heldengeschichte. Leipzig, 1689–90.

⁶ Die *Acta eruditorum* bezeichnen ihn als ein «monumentum aere perennius», und selbst Christian Thomasius, der aufgeklärte Philosoph und Jurist, bewundert ihn höchlich: er habe in keinem Buche der Welt soviel Gelehrsamkeit angetroffen; der *Arminius* könne wenigstens drei Virgilen die Stirne bieten. Schon ein Menschenalter später setzen Angriffe ein. Bodmer läßt in Nachahmung von Boileaus Satiren in seinen «*Discursen*» Lohensteins *Arminius* in der Unterwelt durchbläuen; mein Gedächtnis müßte mich im Stiche lassen, wenn nicht auch Gottsched in der Ablehnung des Romans ausnahmsweise mit seinem Zürcher Gegenspieler einig gewesen ist.



Dir zeigt im Wilde sich
 Das Kleinod Schlesiens,
 Es es der Todt geraubt
 Und Lantz mißspielen sehn.

J. Tscherning sculp: 1688.



der Hohen Zölstein
 so wie es ist gewesen
 Wer noch der Folge Schein
 kan seine Schrifften lesen.

J. L. B.

Titelpuffer mit Verfasserbildnis zu
 Lohensteins «Arminius»

Daniel Caspers von Lohenstein

Großmüthiger Feldherz

Arminius Hermann,

Als

Ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit/

Nebst seiner

Durchlauchtigen

Sußnelda

In einer sinnreichen

Staats- Liebes- und Helden- Geschichte

Dem Vaterlande zu Liebe

Dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge

In zwey Theilen

vorgestellet/

Und mit annehmlichen Kupffern gezieret.

Leipzig/

Verlegt von Johann Friedrich Meidtschen Buchhändlern/

und gedruckt durch Christoph Fleischern/

Im Jahr 1689.

Unter Ihrer Röm. Kayserl. Majestät sonderbaren Begnadigung.

Titelblatt zu Lohensteins «Arminius»

Huren, spielen, balgen, sauffen,
 Gehe wo Alekto wohnt,
 Kan ich nur in Büchern klaben
 Und da gute Künste rauben,
 Ach, so leb ich, wie ich will,
 Fein gemachsamb, und fein still.»

Der dritte und letzte Vielwischer, der genannt sei, bevor wir zu unserm Richard de Bury redivivus kommen, findet sich in den Literaturgeschichten überhaupt nicht erwähnt, nicht einmal Goedekes «Grundriß» kennt *Martin Zeiller* (1589–1661). Er ist einer der für ihre Gattung bezeichnendsten Vielschreiber des 17. Jahrhunderts, die durch die Menge des mühselig zusammengetragenen Stoffes in ihren Büchern das zu ersetzen suchen, was ihnen an Einbildungskraft und geistiger Eigenart abgeht. Bekannt ist Martin Zeiller noch heute durch eine Reihe von Textbüchern für die Meriansche Topographie, die durch zweckdienliche Anordnung und geschickte Auswahl sich vorteilhaft von den Leistungen anderer Mitarbeiter abheben. Indessen: wie trostlos ist Zeillers für Merian verfaßte «Raßbeschreibung durch Italien», wenn man an Montaignes Tagebuch seiner Italienreise denkt!

Auch in das Gebiet der schöngeistigen Literatur greift der Unermüdliche über, verdeutscht französische Schriftsteller, trägt in eigenen Dichtungen, «die nichts als gelehrte Trödelbuden sind» (v. Waldberg), zur Erziehung und Unterhaltung der Leser den ganzen Bildungsstoff der Zeit wahllos zusammen. Von den «Hundert Dialogi oder Gespräch» bilden wir das Titelblatt ab¹³.

Kein Geringerer als der unter dem Decknamen *Philander von Sittewald* schreibende Satiriker *Johann Michael Moscherosch*, einer der wirklich Großen seiner Zeit, der in der Literaturgeschichte seinen Platz behauptet¹⁴, hat sich dazu herbeigelassen, den «Hundert Dialogi» ein Gedicht mit auf den Weg zu geben, das als Muster solcher Barock-Gefälligkeitspoesie hier stehen soll:

«Auf Herrn Zeillers vortreffliche Schrifften

Eyle! Edler Zeiller, Eyle,
 Eyle, zeille, nicht verweile:
 Eyle zeille fort und fort,
 dann dein wohlgesetzte Wort
 seynd ein Sinn=geschärfte Feyele,
 seynd wie Faust=gefestete Pfeile,
 dringend hin durch Ost und Nord,
 seynd ein Schantz an hohem Orth,
 seynd ein unbewegte Säule.
 Drumb so Eyle, mit uns theile
 Deine klug=gelehrte Wort,
 Guter Künste Weg und Port.
 Eyle zeille, nicht verweyle,
 Edler Zeiller, Eyle zeille.

Zur Bezeugung dienstfertigen Gemüths
 H. M. Moscherosch.»

Auch Zeiller galt seinen Zeitgenossen viel. Gelehrte, Staatsmänner, Fürsten versäumten es nie, ihn auf ihrer Durchreise in seinem Wohnort Ulm aufzusuchen.

Und nun, nachdem wir an drei sehr verschiedenartigen Beispielen das Völklein der Barock-Vielwischer vorgeführt und damit das Verständnis für das Erdreich, auf dem unser Buch über Bücher gewachsen ist, geweckt haben, sei zum vorhinein bemerkt, daß unser Titel ohne ein solches Verständnis – um ein Wort Jean Pauls zu verwenden – allzusehr mit Nennmilde verbrämt wäre. Bedeutend oder nicht (Alfred Hartmann hat sich darüber im Begleitwort zu seiner von der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft herausgegebenen schönen Verdeutschung ausgesprochen), Richard de Burys *Philobiblon* ist eine in seiner Ursprünglichkeit ergreifende Äußerung leidenschaftlicher Bücherliebe. Im siebzehnten Jahrhundert gab man sich damit zufrieden, aus vielen alten ein neues Buch zu liefern. Es wog im Urteil der Gelehrten mehr, eine Lesefrucht anzubringen, als eine eigene Meinung zu haben. Nur gelegentlich schimmert in den Werken unserer Durchschnitts-Polyhistoren ein eigenes Erlebnis, eine eigene Erfahrung durch.

Das trifft teilweise zu auf *Johann Samuel Adami* (1638–1731), der seine zahlreichen Schriften mit *Misander* zeichnete¹⁵. Auch diesem wackern, mit wahren Bienenfleiß begabten Federfechter ward in keiner mir zugänglichen Literaturgeschichte ein

¹³ Welch ein Sammelsurium hier beisammen ist, mögen wenige Stellen aus dem am Schlusse des 824 Seiten zählenden Bandes angebrachten umständlichen «Registers der Gespräche» andeuten. Man kann hier nachschlagen: «Ob einer mehrers eine Jungfrau, als eine Wittib, zur Ehe nehmen soll?» «Was für Hände zur Bereitung eines guten Salates gehören.» «Von der Nutzbarkeit deß Teutschen Gezäncks, oder disputirens.» «Warumb die Ärtzte mit verdunkelten Buchstaben, etc. ihre Sachen schreiben?» «Ob es wahr, daß Christus Brieffe mit Abgaro, der Edessener Fürsten, gewechselt habe.» «Ob die Bücher daran schuldig, daß man allerley sündliches begehet, weil in denselben vielerley Laster beschrieben stehen?» «Sollte man Hexen verbrennen?» (Wenn man die Antwort nachschlägt, liest man in umständlichen Ausführungen: Je nach dem. Mit jenen, die durch zauberische Künste Menschen und Vieh Schaden getan, solle man zum Feuer eilen). «Wie lang sich Adam nach dem Tode Abels deß Ehelichen Beyschlaffs vermuthlich enthalten habe?» «Ob man ohne Sünde sich mit einem balgen, oder rauffen möge?» Über alles und jedes kann man sich bei dem urteilssichern Martin Zeiller Rats erholen.

¹⁴ Moscheroschs «Wunderliche und warhafftige Gesichte», eine sehr freie Bearbeitung des Quevedo (so wie Fischart den Deutschen Werke von Rabelais in unbekümmerter Selbstherrlichkeit mundgerecht machte), sind eine Art von Narrenschiff, aber «mit ungleich größerem Ernst als das von Sebastian Brant» (Engel).

Da wir an dritter Stelle dieses Heftes eine Arbeit Dr. F. Husners über Sebastian Brant bringen, sei zu vorstehender Anmerkung darauf verwiesen, wie der Basler Gelehrte darin die bisherige Auffassung berichtigt, dem Verfasser des Narrenschiffs sei es nur um die «geistvolle Verzerrung» menschlicher Schwächen zu tun gewesen.

¹⁵ In diesen Decknamen baute er seinen Magistertitel, seine beiden Vor- und seinen Geschlechtsnamen ein.

Daniel Georg Morhofsens
Unterricht
 von der
Teutschen Sprache und Poesie/
Deren Ursprung / Fortgang und
Lehrsätzen/
 Sampt dessen
Teutschen Gedichten/
Jezo von neuem vermehret und
verbessert / und nach des Seel. Au-
toris eigenem Exeimplare übersehen/
zum andern mahle/
Von den Erben/
heraus gegeben.



Lübeck und Franckfurt/
In Verlegung Johann Wiedemeyers/
M. D C C.

*Titelblatt zu Morhofs «Unterricht von der
 deutschen Sprache und Poesie»*

Plätzchen eingeräumt, wie Martin Zeiller sucht man ihn vergeblich in Goedekes Grundriß. Und doch muß er als Musenjünger von sich reden gemacht haben, da er schon als kaum Dreißigjähriger zum Poeta laureatus gekrönt ward. Kein einziges Erzeugnis seiner Dichterwerkstatt ist auch nur

dem Titel nach überliefert worden, bis auf ein geistliches Lied¹⁶.

Geboren in Dresden – sein Vater war Rechtsanwalt – besuchte er nach Lernanfängen als Kurrendeschüler und später als Alumnus des Gymnasiums philosophische und theologische Vorlesungen, war während fünf Jahren Regens der Kreuzschule, erwarb in Wittenberg den Magistertitel und trat, nachdem er seit 1667 eine Vikariatsstelle bekleidet hatte, 1672 das Pfarramt von Pretzschendorf im Riesengebirge an, das er nachmals als Haupt einer zahlreichen Familie und bei beneidenswerter Gesundheit bis zu seinem Ende versah. Hervorgehoben wird seine Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge und Verkündigung. 1698 darf er «mit frommem Dank» mitteilen, er habe binnen 29 Jahren keine einzige Predigt wegen Unpäßlichkeit aussetzen müssen. Seine Schriften, meist erbaulichen und praktisch kirchlichen Inhalts, scheinen nirgends vollständig aufgezählt zu sein¹⁷. Sie zeigen nach Lechler «eine ungemein ausgebreitete

¹⁶ Gotthard Lechler hat es in einem Breslauer Gesangbuche des 18. Jahrhunderts entdeckt und führt es in einem kurzen Artikel der A.D.B., 22, S. 2 an:

«Welt, tobe wie du willst und wüthe,
 Mein Ziel bleibt dennoch unverrückt...»

¹⁷ Wenige von ihnen – die meisten wurden wiederholt aufgelegt – seien, um den Verfasser zu kennzeichnen, erwähnt. «Der vertheidigte, beliebte und gelobte Postillenreuter» (1688) handelt vom Gebrauch und Mißbrauch guter Predigtbücher und empfiehlt den Geistlichen das Anlegen geordneter Auszüge aus dem Gelesenen. Es folgten u. a. «Der exemplarische Priester» (1690), worin jene auf Grund von

1. Tim. 3, 2f. und Tit. 1, 7f. mit großem Ernst zu unsträflichem Wandel angehalten werden. Im gleichen Sinne werden die Angehörigen des Pfarrers in den Schriften «Die exemplarische Priesterfrau» und «Das exemplarische Priesterkind» auf ihre Pflichten hingewiesen. Wir übergehen andere einschlägige Veröffentlichungen bis auf den erstmals 1711 erschienenen «Wegweiser zum Christentum», dessen Beliebtheit den Verfasser lange überleben sollte, denn noch 1777 erschien davon eine von J. F. Frisch besorgte fünfte Auflage.

Belesenheit, nicht nur im deutschen, sondern auch im ausländischen Schriftwesen»¹⁸. Bemerkenswert ist, daß der schon einmal erwähnte maßgebende und kritische Christian Thomasius Misanders Buch «Der wohlgeplagte Priester» (1689), das seinen Amtsbrüdern bei Anfeindung, Herzeleid und Widerwärtigkeit tröstend und mahnend zuspricht, «rühmlich empfohlen» hat.

Wenn uns von dem dichterischen Werk Misanders außer der einen mitgeteilten Spur nichts erhalten ist, so kennt man von seiner weltlichen Prosa wenigstens noch zwei Bändchen: «Historische Ergetzlichkeiten» und «*Bücher=Freunde und Bücher=Feinde*». Das zweite darf, ungeachtet der angedeuteten Schwächen, als das Zeugnis eines echten Bücherfreundes gelten, der mit Bienenfleiß gesammelt, geordnet und ausgelegt hat, was seinem Hang zur Bibliophilie dienen konnte. Gewiß, die eigene Darstellung wird so oft durch den Schatz an Lese Früchten aus den Kirchenvätern, aus evangelischen und katholischen Abhandlungen, aus dem theologischen und schönggeistigen Schrifttum unterbrochen, daß leicht, wie ja auch bei Richard de Bury, der Eindruck von «Kollektaneen» entsteht. Dennoch ist einheitliche Gedankenarbeit wahrnehmbar, und aus ihr spricht neben sittlichem Ernst ein munterer, «aber durchaus wohlwollender Humor», während die Behandlung lebendig und anziehend ist, der Ausdruck «den kernigen Volkston, offenbar nach Luthers Vorbild, nicht selten glücklich trifft» (Lechler).

Erschienen ist der 252 Seiten starke Oktavband 1695 in Dresden¹⁹. Wir bilden außer dem Titelkupfer, mit einem Bibliophilen (Bildnis des Verfassers?) inmitten seiner Schätze, den in Schwarz und Rot gedruckten «Titul» selbst ab, was uns der Wiedergabe von dessen umständlich ergötzlichen Redebäumen enthebt.

In einer für jene Zeit vorbildlich kurzen großgedruckten Vorrede erklärt der Verfasser, er sei durch einen vornehmen gelehrten Bücherfreund und hochberühmten Medikus, dessen Anfangsbuchstaben er beifügt, und einen «Hertzens=

Freund», welchen er «oculitur liebe», veranlaßt worden, «von Büchern etwas zu reden; es wäre auf der Welt nichts liebers, nichts angenehmeres als ein schön Buch, und die Ergetzlichkeit, die man daraus schöpfte, wär unvergleichlich». Am nächsten Morgen habe er den Plan überdacht gehabt und gesagt: «Ja, ich bleibe dabey und werde mich mit GOTTES Beystande darüber machen, indem ich befand es so wohl ein nothwendiges als nützliches Tractätlein werden würde; nothwendig, weil viel Erinnerungen möchten darinne kommen vor diejenigen, so gantz kaltsinnig sich gegen die edlen Bücher erweisen, nützlich aber denjenigen, die das propos schon haben... Nun der geliebte Leser brauche dieses zu seiner Belustigung, und bleibe mir jederzeit gewogen.»

Nunmehr kommt ein Gedicht, das der noch heute als bedeutend geschätzte Hymnologue *Georg Serpilius* (1668–1723) beige-steuert hat:

Hier zeigt sich Freund und Feind, zu lieben und zu hassen,
Ach schade, daß ein Buch nicht allen wohlgefällt!
Kan man in einen Ring fast alle Freunde fassen,
So sind die Bücher=Freund wohl recht die Kleine Welt.
Doch wo der Unverstand nur auff die Zahl befießeß,
Wo man den Inhalt nicht, nur Band und Ordnung liebt,
Und wo die Bücher mehr als Ihre Herren wissen,
Zeigt nur den falschen Schein, der keine Probe giebt.
Die Klugheit suchet viel auch in sehr wenig Zeilen,
Schafft nur, was nöthig ist, nicht was ihr nützlich scheint,
Wer hier die Wahl versteht, wird sich nicht übereilen,
Die Zahl macht lange noch nicht einen Bücher=Freund.
Ein wahres Muster ist mein Freund bisher gewesen,
Ein allzeit offnes Buch ist sein Hertz, Mund und Hand,
Der fast mehr Bücher schreibt, als mancher Mensch gelesen,
Dergleichen Bücher-Freund hab ich noch nie gekant.

Hiermit wolte sich seinem Hertzens=Freunde,
denselben aber aller Welt zu ewigen
Andencken recommendiren
Georg Serpilius, p. t. Diac. Wilsdrupp.

Der erste Teil des Buches befaßt sich mit den Bücherfreunden und ist bei weitem der umfangreichere; seine neun Kapitel füllen 214 Seiten. Der zweite, «welcher handeln soll von den Bücher=Feinden», wird in vier knappen Kapiteln in den verbleibenden 38 Seiten abgetan.

Um diesen zweiten, dem Verfasser offenbar weniger mundgerechten Teil vorwegzunehmen, so wird in seinem ersten Kapitel «gewiesen», wie denn ein Mensch den Büchern und dem Studieren gram sein könne. Quintessenz: wer sich ums Lernen drückt, kann an Büchern keine Freude gewinnen. Dutzende von Beispielen aus der Geschichte werden dafür angeführt, darunter recht vergnügliche. Ernster nimmt der Verfasser die «Schul- und Kunstfeindschaft» des Franziskus von Assisi, der einen gelehrten Ordensbruder anfuhr: «Du willst meinen Orden über den Haufen werfen, denn man

¹⁸ Unter dem Titel «Florilegium anglicanum» hat er 1705 eine Blumenlese zur Erklärung der Evangelien aus englischen Schriften herausgegeben.

¹⁹ Wir entdeckten ihn in dem im März 1957 erschienenen Katalog Germanistik von N. G. Elwert in Marburg, bestellten ihn postwendend, mußten aber erfahren, er sei kurz vor Erscheinen des Katalogs durch unser Mitglied Herrn Gerd Rosen in Berlin bei einem Aufenthalt in Marburg für seine Privatsammlung erworben worden. Auf unsere Bitte hat uns Herr Rosen seine Erwerbung zur Verfügung gestellt. Elwert führt übrigens als bibliographische Vermerke Graesse IV, 541 und Hayn-Gotendorf IV, 599 an.

**Ein Hundert
Dialogi, oder Gespräch/
Von unterschiedlichen
Sachen / zu erbaulicher Nachricht/
auch Nutzlichem Gebrauch/vnd
Belustigung.**

**Auß
Vornehmer vnd berühmter Leute
ten Schrifften / vnd sonderlich etlichen
Neuen Historischen Büchern / so in unterschiedli-
chen Sprachen außgangen seyn/zusammen getragen/
vnd also eingetheilt verfertigt/**

**Durch
Martin Zeillern.**



**W L M/
In Verlegung Johann Götling/ 1613**

Titelblatt zu Zeillers «Hundert Dialogi»

soll mehr beten als lesen!» An diesem Wort des seraphischen Heiligen scheint unser doch so gottesfürchtiger Misander Anstoß zu nehmen. Zwar enthält er sich abfälliger Glossen darüber, aber die Stelle, an welcher er es einreicht, zeigt, daß er die Bücherliebe zum Gebet nicht in Gegensatz gestellt wissen will.

«Warum sind aber denn ihrer viel solche Bücher-Feinde?» ist das dritte Kapitel dieses zweiten Teils

überschrieben. Die Geldliebe sei bei manchem so groß, wird erklärt, daß man denkt, ein Buch und ein Taler sehen einander so gar nicht ähnlich; die Welt aber preise den als glücklich, der viel Reichtum habe und mit ihr die goldene Diana oder das Bild Nebukadnezars anbetet. Das etwas gesuchte naturkundliche Bild, mit dem das Kapitel schließt, ist nicht ohne Geist: «Von etlichen Indianischen Schlangen wird gemeldet, daß sie sich fort machen, wenn daselbst die Würtz-Bäume zu blühen anfangen, und schreibet man, daß sie dieselben benagen sollen, damit sie nicht blühen können, sondern verderben, weil sie ihren Geruch nicht vertragen können. Ein edel Buch hat einen herrlichen Geruch bey sich, kein ambra und Ziebeth wird daran gelangen, den können nun die Bücher-Feinde nicht vertragen, sie fliehen denselben.»

Gehen wir zum ersten Teil des Buches zurück, und entnehmen wir ihm etliche Kostproben. Wir kürzen, lassen auch die lateinischen Belegstellen fort, da Misander immer gleich die Verdeutschung beigt, oft in gebundener Form.

Im neunten Kapitel «Was hat denn nun ein Bücher-Freund davon, wenn er den Büchern so gantz ergeben ist?» hebt der begeisterte Kirchenmann schier nach Art eines Lobpsalmes zu rühmen an: «Hier wütsche ich hundert Mäuler und Zungen zu haben, die Lust auszusprechen, die ein Liebhaber der Bücher davon hat!» Und fährt etwas später fort: «Ein Verliebter empfindet seine Lust vor sich. Also ist auch die Bücher-Liebe eine solche Vergnügung, damit wir uns selber ergetzen; wir tun es nicht anderer Leute wegen, denn wie könnten wir sie mit dem, was unser eigen ist, be-seeligen? Der Berg Olympus strecket seine Spitze über die Wolcken, drunten aber

blitzet und donnert es. Ein Bücher-Freund läst der Welt unten seine Troublen, er ist bey sich gantz stille und sicher, es geschehe was da wolle.»

Weiter unten liest man: «Es schreiben die Naturkundiger von dem Chamaeleon, daß es weder Speise noch Tranck genieße, sondern von der bloßen Luft lebe, und schreiben darzu:

Von der Luft es satt
Seine Nahrung hat.



*Titelkupfer zu Misanders
«Bücher=Freunde und Bücher=Feinde»*

Ein Bücher=Freund kan zwar ohne Speise und Tranck nicht leben: wenn man aber auff die Gemüths=Speise gehet, so lebet er von dem Geiste eines edlen Buches, der sättiget sein Gemüthe; das heist doch vergnüget leben!»

Das fünfte Kapitel: «*Was denn nun ein rechter Bücher=Freund sey und heiße*» und das sechste:

«*Handelt noch weiter von dem Bücher=Freunde*»²⁰ bieten die ausgiebigste Lese.

«Wahre Freunde sind ein Hertze und eine Seele, da fast einer ohne den andern nicht bleiben kan, so

²⁰ Diesem schickt der Verfasser voraus: «Ich habe mit Fleiß das vorige Capitul nicht länger machen wollen: weil aber noch was ist, so zu dem Bücher=Freunde gehöret, soll es ein eigen Capitul geben.»

Misanders
Bücher-Freunde
und
Bücher-Feinde/

Durch Veranlassung eines vornehmen
gelehrten Mannes/und vortrefflichen Bü-
cher-Freundes dergestalt angeführet/

Daß

Die Ersten eine preiswürdige An-
reizung zu denen Büchern und wer-
then Studiis erwecken/

Die Andern aber einen iedweden
weisen/ wie schändlich es lasse/ wenn die-
senigen/ so aus den Büchern gelehrt worden/ o-
der doch daraus gelehrt werden solten/ einen grossen
Abscheu vor diesen unschätzbaren Bücher-
Schätze von sich spühren
lassen.

Alles mit schönen Realien/ von Sinn-Bildern
Historien und Gleichnissen/ sowohl zur
Luft als Nützbarkeit ausgearbeitet.

D R E S D E N

In Verlegung Joh. Christoph Mierhen
Joh. Christ. Zimmermanns/ Buchh.
1 6 2 1.

Titelblatt zu Misanders
«Bücher=Freunde und Bücher=Feinde»

sehnen sie sich stets nacheinander. Wie man solche Freundschaft sahe an Jonathan und David, da kunte ein jedweder sagen: Alter ego, der andere Ich. Daraus läst sich nun schlüssen, was ein Bücher=Freund sey. Es hat nämlich eine Person diß oder jenes Buch so lieb, sie möchte es vor Liebe fressen, kan nicht ohne seyn. Über der Mahlzeit legt er ein Buch neben sich auf den Tisch, so daß das Lesen sein Zubrod, aber was sage ich Zubrod, sein Confect, Nectar und Ambrosia ist. Reiset er, so ist ein schön Buch sein Gefährte. Ist ein Bücher=Freund zu Hause und gehet nur aufs Feld, so setzt er sich bey großer Hitze in einen kühlen Schatten mit einem Buch unter einen Baum. Ein recht-schaffener Bücher=Liebhaber wird seines Buches nicht satt, sie bleiben beysammen biß in die späte Nacht. Und gleich wie Freunde oft von einander träumen, so höret und lieset er auch im Schlawfe. Sonst heists: Gute Freunde stehlen einander die Zeit. Und ist bisweilen wahr: einer hat was zu tun, der andere besucht diesen, damit wird ihm die Zeit denn verderbet oder zur Verrichtung der Affairen weggenommen. Mit den Büchern nicht also, sie sind nicht fures temporis.

Wenn es heißt:

Nichts soll mich von Jesu treiben,
Beständig will ich bey ihm bleiben,

so ist ein Liebhaber und Bücher=Freund ebenfalls des Sinnes, kein Verhinderniß machet, daß er seine Lust aufgäbe, so feste ist Freundes=Band zwischen ihm und dem Buche geschlungen und verknüpft. Die Naturkundiger schreiben von dem Eißvogel, daß das Weibgen sich niemahls von seinem Gatten begäbe, daß es heist:

Ich bin bey dir
Für und für.

Das ist ein Bild des getreuen Ehegatten und Freundes. Warum kann ich aber nicht sagen, daß einer und sein Buch niemals von einander kommen? Sie legen sich mit einander zu Bette, sie essen und trincken mit einander, kurtzweilen, benehmen einander die Traurigkeit und erwecken lauter Freude und Vergnügen. Und liebt doch mancher sein Weib nicht so sehere als einer seine Bücher liebet.

Kömmt eine Kranckheit des Gemüthes von Widerwärtigkeit, hat das Buch Mittel, das Übel zu curieren. Der Domitius Piso hat von guten Büchern zu sagen pflegen: ‚Sie müssen als theure Schätze gehalten werden.‘ Darinne hat der Mann, wer er auch gewesen, wahr geredet. Denn was ist ein Schatz von Gold und Silber über eine Bibliothek?

Kein Geld vergnüget mich, es sey denn, daß ich dafür Bücher kauffe. Die sich nur am Gelde belustigen, sind in Wahrheit die elendesten Leute von der Welt.

Damit aber niemand meyne, als nenne ich diejenigen nur Bücher=Freunde, welche viel Geld haben, daß sie dieselben anschaffen, ach nein! Sondern ich nenne die auch Bücher=Freunde, die sich gerne was schaffen wollten, sie können aber nicht, res augusta domi, Schmahlanß zu Hause, oder die sehr schlechte Besoldung läst es ihnen nicht zu, sie lesen den Catalogum, das Maul wässert ihnen nach dem oder jenem schönen Autore. Nun man muß sie vor gute Bücher=Freunde passieren lassen.

Summa, ich nenne nur den einen Bücher=Freund, der die Bücher liebet, gerne lieset, mit andern daraus discurret, Bücher zu haben wünschet, auch bißweilen andern Dingen abbricht, damit er nur was wenig aus Begierde anschaffen möge. Die Stieglitze hat im Lateinischen den Nahmen der Distel, darauf sie gerne sitzt und ihrer genießet. Dazu schreibt ein Gelehrter:

Sie mißfällt nicht,
Auch wenn sie sticht.

Wer seine Lust an etwas hat, derselbe überwindet auch das Widerwärtige. Daher Augustinus über den 141. Psalm spricht: ‚Einem fröhlichen Menschen ist das Gefängnis weit, und einem traurigen eine Wiese zu eng.‘ Ich will sagen: Ein Armer vergnüget sich mit seinem wenigen Bücher=Vorrathe so wohl als einer, der noch so viel Bibliotheken besitzt. »

Zitate, wie das letzte, haben wir fast immer, obwohl sie zur Barockprosa gehören, ja ihr einen Teil ihrer Würze verleihen, aus Raummangel fortgelassen.

Aus dem nämlichen Grunde entnehmen wir dem 6. Kapitel nur wenige Proben. Misander beginnt mit einem begeisterten, in großen Lettern gedruckten Preis des Buches, das Morhof in seinem sieben Jahre zuvor erschienenen «Polyhistor» nach einem lateinischen Texte des Luca de Penna aufgenommen hat. Es wäre schade, es an dieser Stelle ganz zu unterschlagen. Von uns um mehr als die Hälfte gekürzt, lautet der Abschnitt:

«Ein Buch ist ein Licht des Hertzens, eine Krohne der Klugen, ein Schwatzgeselle, wenn man gleich schweiget, ein Vorrat des Verstandes, ein Todt der Vergessenheit, es gehorchet allezeit, fragt man es, so antwortet es alsbald. Es ist ein aufrichtiger Rathgeber, es redet nicht nach Gunst, es schonet niemand, weil es sich vor niemand fürch-

tet, es wird deiner nicht überdrüssig, ob du gleich seiner überdrüssig wirst, wider Unglück beschützt es, das gute Glücke mäßiget es, den Unlust vertreibt es, es ist ein unerschöpflicher Brunn, eine Schatzkammer, ein Paradeiß, daraus du nicht kanst vertrieben werden, ohne wenn du selbst wilt, ein fruchtbringender Lustgarten, ein Lehrer, der kein Geld begehret. Letztlich ist das Buch dasjenige, so dir Wissenschaft giebet, wenn du unwissend bist.»

Dieses Hohelied auf das Buch hält es unser über den Fund höchlich erfreuter Misander für unumgänglich, mit eigenem Senf angerichtet und verschwenderisch mit Lese Früchten aus bekannten und unbekannten Klassikern gespickt, auszulegen. Und zwar Satz für Satz mit Nummern versehen. Aus diesen Deutungen seien zwei hübsche Stellen angeführt.

«Gleichwie die Bienen sich auff die schönsten Wiesen und Auen machen, daselbst sitzen sie auff die schönsten Blumen, ziehen den Safft heraus, tragen denselben ein: also auch der Bücher=Freund sucht unter seinen Bücher=Vorrathe den Kern und den Safft, das ist sein Zweck.»

Diesem anmutigen Vergleiche setzen wir eine zwölf Seiten weiter unten gefundene Erörterung hinzu: «Wer eines Juristen oder Medici von nöthen hat, der muß nach ihm schicken. Ist es ihm gelegen, so kömmt er, wo nicht, so hat er unzählige Entschuldigungen. Ist ein Armer, so würdiget man ihm gar nicht. Will man zu großen Herren und sie sprechen, so gehet es schwer her, ehe man Audienz erlanget, es stehet schlimm, wenn es heist, wie die Medea bey dem Seneca spricht: ‚Niemand kan zu großen Herren sicher gehen, der Könige Zorn ist schrecklich.‘ Ein solches darff man sich bey einem, auch dem vornehmsten Autore, nicht einbilden, sondern man hat allezeit einen freyen Zutritt, man tritt an das Repositorium hinan, man siehet sich um, es heist: ‚Komm du her, dich will ich haben!‘ Da widersetzt sich nun das liebe Buch nicht, sondern es ist alsbald da, es stellet sich, man verstöhret es nie in seiner Ruhe; es liegt wohl etliche Tage auff einer harten Banck oder Tische: es zürnet nicht.»

Die mitgetheilten Auszüge mögen genügen, um von dem Sinn und Geist der Abhandlung einen Begriff zu geben, die der bucherfreundliche Dorfprediger sich von der Seele geschrieben hat, trotz den Mätzchen des Polyhistor, die nun einmal seiner Zeit gehören. Der Schluß, den er, diesmal pastorale Töne anschlagend, dem Bändchen gibt, beschließe auch diesen Hinweis auf seine verges-

sene Arbeit. Er steht S. 246 ff. da, wo schon von Bücherfeinden die Rede ist:

«... das allerärgste ist das böse Gewissen, so derjenige, so von GOTT Mittel hat, aus der Welt hinausnimmt, sich versündigt, wenn er nicht von Büchern was anschaffet. Er halte gegen einander diejenige Ausgabe, die auff andere, nicht so gar nothwendige Dinge gehet, und diejenige, so er auff Bücher jährlich wendet, so wird er befinden, daß dort eine feine Summa, hier ein bloß vacat zu finden. Nun quâ conscientia, will er das gegen seinen GOTT verantworten, ich gebe einem jeden das Urtheil selber anheim. Das gehöret gewißlich mit unter die *unerkannten Sünden, die GOTT einmahl ins Licht vor sein Angesicht stellen wird.*

Den Mann aber, der schöne gelehrte Bücher hat, werden schon manche in der Welt billig rühmen, denn dadurch sehen sie, daß er nicht so sehr an das elende Zeitliche gebunden ist oder das Hertze so gar dran hänget, sondern er ehret GOTT in seinem Worte und schönen Büchern, denn warumb werden sie gedruckt, warumb seegnet der HEERR der *Buchdrucker*, Buchhändler und Buchbinder ihre Nahrung, wenn er nicht einen sonderbaren Gefallen daran hätte? Es wird keiner der Bücher wegen arm, es wäre denn, daß er keine maße wüste und sowohl das Unnöthige als das Nöthige anschaffte; sonst ist gewiß, daß der reiche Seegens-GOTT einem jedweden das Geld schon anderweit wieder beschehret, was er vor nöthige und nützliche Bücher ausgiebet. Es weiß bißweilen ein Bücher=Freund nicht, woher er dasjenige hat, was er an Bücher gewendet, GOTT siehet das Gemüthe oder Hertze eines solchen Menschen an und weiß, daß was er that, alles zu GOTTES Ehre angesehen ist.

Vor solche seine gehabte Mühe und Kosten wird GOTT sein Schild und großer Lohn seyn, er wird des allen Lohn und Ruhm haben bei GOTT und den Menschen, biß er dort wird hinkommen, da er als ein treuer Knecht seines GOTTes in seinem Amte vor allen Engeln und Auserwählten wird declariret und gerühmet werden.

Der Trithemius C. 6. de laud. Script. meldet dieses: Ein andächtiger Klosterbruder, der mit Bücher=Abschreiben sehr beschäftigt gewesen, dadurch ihrer viel, weil noch kein Druckerey gewesen, GOTTES Wort und gute Sitten ihnen bekandt machen können: Wie er nun nach vielen Jahren aufgegraben worden, sind (welches ja hoch zu verwundern) die drey Finger an seiner rechten Hand, womit er die Schreibe-Feder hielte, noch gantz frisch gewesen, als wenn sie nur neulich einge-

scharret, der übrige Körper aber war biß auff die Knochen lauter Asche. Ists wahr, wie man denn solch Vorgeben von Unverwesen der Hände oft wahr befunden, so hat der große GOtt durch ein Wunder weisen wollen, wie lieb ihm der unermüdete Fleiß dieses Gelehrten gewesen. Ein lieber Bücher=Freund, ob er gleich nicht dieses Wunder an seinen Fingern erfahren sollte, wenn er mit sei-

nen Händen die Bücher fleißig tractieret, soll auch nicht vergessen werden, sein Gedächtnuß soll im Segen bleiben, und das Werck seiner Hände vor GOtt für und für, welches allen solchen lieben Leuten von Hertzen anwünscht, der auch der geringste unter der Bücher=Freunde ist und es auch bleiben wird, biß ins Grab, und biß man sagen wird: Nimmer da, Ps. 103, v. 16.»

Dr. F. Huber-Renfer | Erst- und Spätausgaben Robert Walsers



Am Anfang unserer bescheidenen Reihe von Robert-Walser-Ausgaben steht ein besonderer Glücksfall; erwies sich doch ein nur um des Dichters und seines Werkes willen gekauftes Exemplar des «Jakob von Gunten» als Widmungsexemplar, in das der Verfasser in seiner zierlichen Handschrift eingetragen hatte: «Herrn J. V. Widmann / mit herzlicher Verehrung / Robert Walser / Charlottenburg / Kaiserdamm 96.» Welch eine Freude, als sich überdies darin verschiedene Bleistiftnotizen fanden, die J. V. Widmann anbrachte, als er den Roman las, um ihn im «Bund» zu besprechen.

Obschon die vorstehend erwähnte Widmung aus dem Jahre 1909 – dem Erscheinungsjahre des «Jakob von Gunten» – stammt, ist sie doch darüber hinaus sehr aufschlußreich; denn J. V. Widmann war es, der als einer der ersten – wenn nicht als erster überhaupt – entdeckte, was hinter dem «jungen Handelsbessenen R. W.», wie er ihn nennt, steckte. Schon am 8. Mai 1898 veröffentlichte er im «Sonntagsblatt des „Bund“» unter dem Titel «Lyrische Erstlinge» einige Gedichte des erst Zwanzigjährigen. «Etwas Urwüchsiges, Echtes, und dabei doch etwas sehr Feines in den Stimmungen», «wirklich neue Töne» zogen den Feuilletonredaktor des «Bund» an. Er erkannte «eine Naturbegabung, die trotz allen Hindernissen meistens mit Sicherheit für die wahre und ungewöhnliche Empfindung» «das wahre und ungewöhnliche Wort zu finden» wußte.

Aus dem ihm zugesandten Heft wählte Widmann die Gedichte «Helle», «Trüber Nachbar», «Vor Schlafengehen», «Ein Landschaftchen» und «Kein Ausweg». Sie sind auch im Gedichtband enthalten, der elf Jahre später erschien.

Die literarische Beilage des «Bund» unter der Leitung J. V. Widmanns genoß über die Grenzen unseres Landes hinaus hohes Ansehen. Ihr ist es zweifellos zu verdanken, daß der junge Dichter auch in Deutschland beachtet wurde. Wie wäre es sonst denkbar gewesen, daß schon 1899 im ersten Jahrgang die von Julius Bierbaum herausgegebene «Insel» Gedichte des erst Einundzwanzigjährigen veröffentlichte?

Im selben Jahre, am 2. Juli 1899, nahm Widmann Walsers reizvolle Schilderung einer Wanderung von Zürich an den Greifensee in sein «Sonntagsblatt» auf. Hierauf verflossen volle vier Jahre, bis sich dem jungen Dichter wieder die Spalten des «Bund» öffneten. In den Nummern 12 bis 14 des Jahres 1902 finden wir im «Sonntagsblatt» Walsers erste längere Arbeit: «Fritz Kocher's Aufsätze». Er legte darin einige Eindrücke aus seiner Schulzeit im Bieler Progymnasium nieder. Wie sehr ihn die Erinnerung an die nicht gerade erfreulichen Schuljahre bedrückte, ersehen wir aus dem Umstand, daß er diese «Aufsätze» noch weiter ausführte und einige Jahre später unter dem Titel «Tagebuch eines Schülers» in Maximilian Hardens «Zukunft» veröffentlichte (VII. Jahrg., Nr. 13, 26. 12. 1908). Viel eingehender als in «Fritz Kocher's Aufsätzen» schilderte er darin die Lehrer des Bieler Progymnasiums, die er selber «genossen» hatte und von denen die meisten noch im Amte wa-